

schlugen zum Nachteil Kochs um. Die Universität Rinteln empfahl in einem Rechtsgutachten die Amtsenthebung Kochs, und die Universität Gießen rechtfertigte das Verfahren gegen ihn: Nach dreimaliger Folter gestand Koch alles, was ihm vorgeworfen wurde.

Wilbertz versucht, den Hintergrund der Motive, die zu Kochs Verurteilung und Tod führten, aufzuhellen. Da war einmal die schon genannte Unbeliebtheit Kochs bei den Stadtoberen. Offenbar hatte Koch auch Vorbehalte gegenüber der Art und Weise, wie in Lemgo Hexenprozesse geführt wurden, geäußert – ein gefährliches Unterfangen in einer Stadt, deren Bürgermeister und Rat so intensiv die Hexenverfolgung zu ihrer ureigenen Sache gemacht hatten. Aber Wilbertz geht weiter: Aus einer Prozessaktennotiz („Gott der Allmächtige ist es, der bei solchen Prozessen das Oberdirektorium führt.“) schließt sie auf die Überzeugung der Lemgoer Oberen, dass die Hexenprozesse Gottes Willen entsprachen. War Gott allmächtig, so geschah alles nach seinem Willen, und er würde keine Unschuldigen verurteilen lassen. Wer schuldig gesprochen wurde, war schuldig; wenn alles Gottes Wille war, war ein solches Urteil gerechtfertigt. Welcher – auch unwürdiger – Werkzeuge sich Gott dabei bediene, könne keine Rolle spielen; sie seien von Gott legitimiert. Und gerade in diesem Punkt, mit dem sich die Hexenverfolger rechtfertigten, war Andreas Koch anderer Meinung. Zwar leugnete er nicht, dass es Hexen gäbe, aber wer regieren und urteilen wolle, müsse dazu auch persönlich qualifiziert sein, und etliche der Herren von Lemgo waren das seiner Meinung nach eben nicht. Und entsprechend könnten solche Menschen irren und falsch urteilen; Gott sei eben nicht mit ihnen. Koch betonte also die Freiheit des Menschen, auch gegen Gottes Gebot zu handeln, und damit argumentierte er gegen die bequeme Legitimation der Herrschenden, ihr Handeln entspräche dem Willen des allmächtigen Gottes, da er es ja sonst nicht zulassen würde. Koch verlangte Tugenden, eine moralische Legitimation von Macht und deren Kontrolle, und zwar bereits auf Erden. Damit bedrohte er fundamental die Weltordnung, wie man sie in Lemgo verstand, und die darauf beruhende Herrschaftsausübung. „In der Auseinandersetzung zwischen Andreas Koch und der Lemgoer Obrigkeit stießen zwei Denksysteme aufeinander, zwei unterschiedliche Interpretationsmodelle von Gott, der Welt und der Verantwortung der Menschen.“ (S. 42) Deshalb musste Andreas Koch sterben, und es ist das Verdienst von Gisela Wilbertz, exemplarisch die wahren Ursachen seines Todes aufgedeckt zu haben.

Bernd Hey

*Alfred Wesselmann, Eberhard Hermann Röttger (1800–1888). Missionar in Niederländisch-Indien, Pfarrer in Lengerich und Lotte, agenda Verlag, Münster 2008, 290 S., geb.*

Diese Veröffentlichung hätte auch den „Beiträgen zur Westfälischen Kirchengeschichte“, die der Verein für Westfälische Kirchengeschichte und das

Landeskirchenamt Bielefeld gemeinsam herausgeben, gut angestanden, war sie doch zunächst für diese Reihe vorgesehen und eingereicht. Dass es dazu trotz positiver Begutachtung nicht kam, ist bedauerlich, denn es handelt sich – trotz einiger Bedenken im Herausgeberkreis wegen der missionarischen Thematik – eben doch um ein Stück westfälischer Kirchengeschichte, die nicht an den Grenzen der Kirchenprovinz oder Landeskirche endet, sondern auch einmal bis nach Südostasien ausgreifen kann. Überhaupt wird – angesichts der Vielzahl der Pfarrerbiographien – selten genug über das Leben und Wirken westfälischer Missionare gearbeitet; ich erinnere in diesem Zusammenhang an die schöne kleine Arbeit von Ulrich Rottschäfer über Heinrich Rabeneck (vgl. meine Rezension im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 84, 1990, S. 304-306). Röttger wurde in Lengerich-Hohne geboren und kehrte als Pfarrer in das Tecklenburger Land zurück; seine eigentliche Missionstätigkeit umfasst nur die Jahre 1832–1842, während er von 1847–1857 als Pfarrer in Lengerich und von 1857–1888 als Pfarrer in Lotte wirkte; allein das Verhältnis der Dienstjahre in Mission und westfälischem Pfarramt hätte wohl schon bei Zweifeln den Ausschlag zugunsten des westfälischen Lebensschwerpunktes geben können und Röttgers Biographie in einer kirchlich-westfälischen Veröffentlichungsreihe ihren Platz finden lassen müssen. Es ist leider anders gekommen, aber immerhin ist das Buch erschienen und auf dem Markt, und vielleicht ist es ja auch nicht schade, wenn eine gute kirchengeschichtliche Arbeit einmal nicht im selbstgewählten Ghetto der kirchen- bzw. vereinseigenen Veröffentlichungsreihen erscheint und so eine andere (größere?) Bezugsgruppe erreichen kann als die ohnehin auf Kirchengeschichte Abonnierten von Jahrbuch und Roter Reihe.

Wie kam Röttger zur Mission, und war die Tätigkeit als Missionar für ihn die eine Möglichkeit des sozialen Aufstiegs aus kleinen Verhältnissen? Letzteres kann man wohl bejahen: Als jüngstes von sieben Kindern einer Heuerlingsfamilie stammte Hermann Röttger aus „einfachen, sogar ärmlichen Verhältnissen“; als Kind musste er Vieh hüten, seine Schulbildung war unregelmäßig, er erlernte das Schreinerhandwerk. Aber er genoss eine gewisse Förderung durch den Ortspfarrer und hatte mit 15 Jahren ein Erweckungserlebnis. Sein dreijähriger Militärdienst bei der Garde in Berlin brachte die Wende: über die Berliner Bethlehem-Gemeinde kam er in Kontakt mit einem Berliner Missionsseminar und ließ sich nach der Militärzeit dort zum Missionar ausbilden. Und er lernte in Berlin seine spätere Ehefrau Emilie Beyerhaus kennen, die als Köchin im Haushalt der königlichen Familie arbeitete; hier lag der Ansatzpunkt für eine lebenslange enge Verbindung von Röttger zum preußischen Königshaus, die seine Karriere maßgeblich prägte. Röttger schloss sich der Niederländischen Missionsgesellschaft (Nederlandsche Zendinggenootschap/NZG) an, die seine weitere Ausbildung zum Missionar übernahm und ihn 1832 nach Niederländisch-Indien, genauer auf die Riau-Inseln gegenüber Singapur an der Malakka-Straße entsandte. Hier wirkte er bis 1842 in einer Mischung von „Standort-“ und „Reise-Mission“; er lernte Malaiisch und Chinesisch (Niederländisch sowieso), erwarb medizinische

Kenntnisse und versuchte sich in seinem militärisch-diplomatischen Umfeld zwischen niederländischer Kolonialverwaltung und einheimischen Sultanen zu behaupten. Seine Mission richtete sich in erster Linie an den chinesischen Bevölkerungsteil. Natürlich kam ihm seine handwerkliche Ausbildung zugute, aber er wurde auch wissenschaftlich tätig, indem er die Natur, Land und Leute beobachtete, Handschriften an die Königliche Bibliothek in Berlin schickte und sich intensiv um den Buchdruck mit chinesischen Typen kümmerte. 1835 reiste ihm seine Braut nach, und nach der Heirat übernahm sie ihren Teil der Pflichten als Missionarsfrau. Röttger entwickelte eine umfassende Tätigkeit und unternahm viele Reisen, die dann doch auf Dauer seine an sich gute Gesundheit untergruben. So kehrte er 1842 mit seiner Frau und dem zweijährigen Sohn August nach Deutschland zurück; August verstarb kurz nach der Ankunft an den Strapazen der Reise und des Klimawechsels.

Es folgte eine Phase des Schwankens zwischen Wiederaufnahme der Missionsarbeit und Übernahme einer Pfarrstelle in Preußen. Letzteres war nicht ganz einfach, war Röttger doch kein akademisch gebildeter Theologe und nur als Missionar ordiniert. Zwar kehrte das Ehepaar Röttger noch einmal von 1844 bis 1846 nach Riau zurück, doch die Situation dort hatte sich zum Schlimmeren verändert, da Riaus Wirtschaft gelitten hatte und die chinesischen Geheimbünde (Triaden) mächtiger geworden waren. Die Situation war unsicherer geworden, und Röttger sah wenig Aussichten für fruchtbare Missionsarbeit. So kehrte er nach Berlin zurück, mehrere Bewerbungen um Pfarrstellen schlugen fehl, und so blieb ihm zunächst nur die Rückkehr in seine tecklenburgische Heimat als Hilfsprediger in Lengerich 1847, doch konnte er 1851 in die 2. Pfarrstelle aufrücken. Als 1857 die 1. Pfarrstelle frei wurde, musste er zugunsten des Superintendenten verzichten und übernahm dessen bisherige Pfarrstelle in Lotte.

Wesselmann beschreibt Röttger als einen Mann „mit Ecken und Kanten“, aber er hatte es auch zeit lebens – und vor allem im Pfarrdienst – schwer, sich durchzusetzen. Seine einfache Herkunft war ihm hinderlich, und trotz eines erfolgreichen Colloquiums in Berlin, das seine Eignung als Pfarrer feststellte, hatte er mit Vorurteilen von Amtskollegen und Presbyterien sowie Intrigen zu kämpfen. Zwar halfen ihm zeitweise seine guten Beziehungen zum preußischen Königshaus (1851 wurde er von Friedrich Wilhelm IV. empfangen), und er bewies sich sowohl 1848 als auch in den Jahren danach als treuer Anhänger der preußischen Monarchie und des Bündnisses von Thron und Altar. Seine Arbeit als Pfarrer tat er engagiert, und er blieb auch schriftstellerisch tätig. Neben der Seelsorge kümmerte er sich bei der Landbevölkerung auch – wie vorher in der Mission – um deren Gesundheitszustand; sein medizinischer Rat war gefragt, auch wenn er darauf achtete, die Kompetenzen der wenigen Ärzte nicht zu überschreiten. Nach dem Tod seiner Frau Emilie 1871 und der Wiederverheiratung mit Anna Wiebe aus Hilter wurde er darin von seiner zweiten Frau unterstützt. Politisch und diakonisch aktiv blieb er bis zuletzt; er hatte zwar 1887 seine Emeritierung aus gesundheitlichen

Gründen beantragt, doch verzögerte sich die Nachfolgeregelung, so dass er 1888 im Amt starb.

Diese Rezension kann nur annähernd dem überaus vielseitigen Wirken des Missionars und Pfarrers Hermann Röttger gerecht werden. Sein Beispiel zeigt, wie viel an Tätigkeit in ein Leben im 19. Jahrhundert Eingang finden konnte; es ist auch ein Beispiel für einen gesellschaftlichen Aufstieg. Der biographischen Leistung des Autors ist Respekt zu zollen; es ist erstaunlich, welchen Reichtum an z.T. entlegenen Quellen Wesselmann, Studiendirektor in Lengerich, aufgetan und ausgewertet hat. In einem Exkurs würdigt er zusätzlich Röttgers Schriften, und er veröffentlicht im Anhang einige niederländische Texte Röttgers mit paralleler deutscher Übersetzung. Alles in allem ist ein exemplarisches Lebensbild eines westfälischen Missionars und Pfarrers im 19. Jahrhundert entstanden, das viele Aspekte der Zeit neben der biographischen Zielrichtung mit aufnimmt. Westfalen und die Welt – das sind keine sich ausschließenden Gegensätze, das beweisen sowohl Röttger als auch sein Biograph Wesselmann, und die westfälische Kirchengeschichte täte gut daran, auch ihrerseits öfter über den Zaun der eigenen Provinz zu schauen.

Bernd Hey

*Peter Dohms (Hg.), Kleine Geschichte der Kevelaer-Wallfahrt. Von den Anfängen bis heute, Butzon & Bercker, Kevelaer 2008, 194 S., brosch.*

Es ist gut, dass bei der aktuellen Flut von Pilgerreisen-Literatur, die häufig über eher esoterisch anmutende Versuche der Selbstfindung berichtet, wieder einmal wissenschaftlich-ernsthaft an den eigentlichen Kern von Pilgern und Wallfahrten erinnert wird: die Hilfe, die der gläubige Christ in Krankheit, Not und Bedrängnis bei einem gnädigen Gott sucht, bei den Heiligen oder eben – wie im Fall Kevelaers – bei Maria, der „Trösterin der Betrübten“. Der Herausgeber und seine Autoren schildern nüchtern die wechselhafte Geschichte des Wallfahrortes am Niederrhein, der seit der Aufhebung des Bistums Aachen 1821 zum Bistum Münster gehörte und dessen Anziehungskraft auch nach Westfalen ausstrahlte. Zunächst zeichnet Robert Plötz den Weg der Marienverehrung von Loreto über Scherpenheuvel und Luxemburg nach Kevelaer nach. Es war ein eher unspektakuläres, in Luxemburg gedrucktes Marienbildchen, das in dem furchtbaren Kriegsjahr 1642 – als Grenzort in Geldern war Kevelaer in den Spanisch-Niederländischen Krieg als Teil des Dreißigjährigen Krieges verwickelt – im Besitz von Soldaten der kaiserlich-katholischen Liga in die Region gelangte. Von einem Leutnant erbettelte sich Mechtheldt Schrouse dieses Bild, nachdem sie in einer nächtlichen Vision ein von strahlendem Licht umgebenes Heiligenhäuschen gesehen hatte. Eben dies Heiligenhäuschen zu bauen, hatte eine Stimme ihrem Ehemann, dem Händler Henrick Buschmann, dreimal an einer Stelle dicht vor Kevelaer, wo ein Hagelkreuz stand, befohlen, als er dort jeweils im Ab-